

# Schwarzes Gold - Schwarze Kunst



## **BÖSE WORTE**

- von Roland Benz

Der Buchdruck ist des Teufels Kind  
Weil Bücher das Werk des Teufels sind  
Das ideale Werkzeug die Lehre des Unheils zu verbreiten  
Um das Böse überall in der Welt zu verbreiten

Ist die Botschaft auch noch so verwerflich  
Macht das gedruckte Wort böse Ideen unsterblich  
Und ist die Saat erst gesät

Dann ist es zu spät  
Dann ist des Teufels Kunde  
Im Nu in aller Munde

Und ihr könnt es nicht verhindern  
Sie macht Unholde aus euren Kindern  
Schieläugige und krummbeinige Psychopathen  
Bis aufs Blut verdorben  
Und durch und durch missraten

Schon ein leichter Thriller

Macht aus klein Hänschen einen Killer  
Das neue Idol des achtjährigen Andy  
Heißt fortan nun Ted Bundy  
Und aus der süßen Melanie  
Wird eine zweite Bathory

Doch hört auf euch zu beklagen  
Denn eines kann zum Troste ich euch sagen  
Noch viel schlimmer wär gewesen  
Sie hätten Comicbooks gelesen



## Zucker und Salz

– von Ulf R. Berlin

Eines Nachts, in der Hitze des Juli, hockten Henri Antoine und Ti-Philippe hinter einem Gesträuch und bewachten das Grab von Jean-Michel. Henri Antoine hielt seine Machete gezückt, jederzeit bereit hervor zu preschen, während Ti-Philippe noch einmal den Zustand seiner Flinte überprüfte. Die karibische Nacht war so dunkel, dass er die Waffe nurmehr mit den Fingern ertasten konnte. Er hatte sie im Unabhängigkeitskrieg einem französischen Soldaten abgenommen. Es war eine gute Waffe und sein ganzer Stolz. Nur leider hatte die Flinte einen entscheidenden Makel: sie hielt nur einen einzigen Schuss bereit! Die beiden Grabwächter waren Freunde und Nachbarn gewesen soweit ihre Erinnerung reichte. Gemeinsam waren sie auf derselben Plantage als Sklaven geboren und aufgewachsen und hatten ein gemeinsames Leben gelebt. Obwohl ihre Heimat eine Zuckerplantage war, war es nie ein süßes Leben gewesen. Auch die Tatsache, dass sie nun zu den nouveaux libres, den neuen Freien gehörten, hatte nicht viel daran geändert. Ursprünglich dachten sie, Freiheit bedeute den Besitz eines eigenen Feldes, einem Stück Land auf dem sie nach Gutdünken anbauen konnten, was sie wollten.

Doch anstatt die Plantagen parzelliert unter der Bevölkerung zu verteilen, hatte die neue Regierung sie in die Hände neuer Verwalter übergeben mit dem Auftrag die alte Wirtschaft aufrechtzuerhalten. Man hatte versucht sie wieder zu ihrer alten Arbeit heranzuziehen, diesmal natürlich mit „Gewinnbeteiligung“, aber dennoch... die Plantagenarbeit schmeckte einfach zu sehr nach der altgehassten Sklaverei! Dass die „Bisse“ der Peitsche abgeschafft und durch die „Küsse“ des Coco-Macaque, eines schweren Rohrstocks, ersetzt wurden, änderte nichts daran. Wie viele andere hatten Henri Antoine und Ti-Philippe es vorgezogen, sich mit ihren Familien in die unwegsamen Bergwälder der Insel zurückzuziehen und die Plantagen und ihre neuen Besitzer sich selbst zu überlassen. Doch die Bergwälder waren bisher nicht ohne Grund von menschlicher Besiedlung verschont geblieben. Nur zögerlich ließen sich die Berge ihre Schätze abringen und die ehemaligen Sklaven plagten sich wie ehemals, wenn nicht noch mehr. Das Leben war immer noch ein harter Kampf und der Preis dafür, war das Leben selbst. Auch Jean-Michel, Henri Antoinés Bruder, hatte diesen Kampf gekämpft... und verloren. Gemeinsam hatten sie Jean-Mi-

chels Leichnam in die Ebene hinunter getragen und auf diesem kleinen Friedhof bestattet. Doch damit war ihre Pflicht an dem Toten noch nicht erfüllt. Der Mangel an Arbeitskräften hatte unter den Plantagenbesitzern eine Krise ausgelöst. Mit allen Mitteln versuchten sie Arbeiter heranzulocken. Aber wo weder Drohungen noch Versprechungen oder gar ihre eigene Not die Lebenden auf die Plantagen zurückführen konnten, mussten die Toten aushelfen. Auf Haiti war die Kunst die Toten aus den Gräbern heraufzubeschwören, um sie zu versklaven, schon immer eine gängige Praxis gewesen, die vor allem von den Anhängern des culte des morts betrieben wurde, jener Sekte die sich ganz und gar dem Dienst der Totengötter aus der Nation der Gede verschrieben hatten. Selbst die Anhänger des Voodoo wollten mit diesen Leuten nichts zu schaffen haben, gab es doch nichts Grauensvollerer als selbst im Tod noch Sklave sein zu müssen. Aber in diesen Zeiten der Revolten, Kriege und Bürgerkriege, wenn das brennende Land mit Menschenblut gelöscht wurde, wandten sie sich mehr denn je an die Totenbeschwörer. Und genau deshalb hockten Ti-Philippe und Henri Antoine hinter dem Gesträuch und warteten, denn früher oder später würde jemand kommen, um Jean-Michels Leiche zu stehlen. Henri Antoine entkorkte eine Flasche mit den Zähnen und nahm einen kräftigen Schluck Clairin (weißer Rum). „Heut Nacht kommt wohl keiner mehr“, brummte er als er sich den Mund abwischte. „Es ist eh schon viel zu spät.“

Ti-Philippe schüttelte missbilligend den Kopf. „Wir gehen erst, wenn die dritte Nacht vorbei ist! Das ist gerade mal die erste und es ist noch nicht mal Mitternacht!“

„Du kannst nicht von mir erwarten, dass ich die ganze Zeit wach bleibe“, beschwerte sich Henri Antoine.

„Du warst schon als Kind ein Faulpelz, Henri!“ bemerkte Ti-Philippe. „Du kannst am Tag schlafen, aber jetzt brauchen wir deine Machete!“

Henri Antoine rammte seine Klinge in den Boden, legte die Arme quer über den Griff und stützte das Kinn darauf. „Das ist laaangweilig“, gähnte er.

„Reiß dich zusammen, Henri! Es geht immerhin um deinen Bruder!“

„Na und“, maulte Henri Antoine. „Jean hätte das bei mir genau so wenig Spaß gemacht. Der wäre bestimmt schon längst eingeschlafen oder hätte sich in irgendeinen Weiberrock verkrochen.“ Henri Antoine grinste anzüglich als er das sagte. Ti-Philippe knuffte ihn gegen den Arm.

„Du bist ein verdammter Idiot!“ rief er, musste aber ebenfalls grinsen. „Los komm, gib mir die Flasche!“

Henri Antoine kam der Aufforderung nach und gemeinsam vertrieben sie sich die Zeit, indem sie die Flasche rum reichten und sich betranken. Wenig später fing Henri Antoine bereits zu schnarchen an und auch Ti-Philippes Augen wurden schwer. Doch er kämpfte tapfer gegen die Müdigkeit an. Er durfte einfach nicht dem Beispiel seines Freundes folgen. Beinahe wäre er dabei gescheitert, doch als er plötzlich verdächtige Geräusche hörte war er wieder hellwach. Hastig versetzte er Henri Antoine einen Stoß. „Wach auf, Taugenichts“, zischte er, „da kommt jemand.“

Henri Antoine schreckte hoch und duckte sich schnell wieder. Angespannt spähten sie durch das Gesträuch auf die Neuankömmlinge. „Ein Glück, dass selbst ein Bokor im Dunkeln nichts sehen kann. Ohne die Laternen wären wir aufgeschmissen“, flüsterte Henri Antoine.

„Sei doch still“, fluchte Ti-Philippe zwischen zusammengebissenen Zähnen. Was sie sahen ähnelte einer chaotischen Prozession. Vornweg gingen zwei Feldarbeiter mit zerrissenen Hemden und gesenkten Köpfen, die in jeder Hand eine Öllaterne trugen. Ihnen folgte ein hochgewachsener Greis dessen Haut so tiefschwarz war, dass ihn die Dunkelheit fast verschluckt hätte, wenn er nicht auch einen langen weißen Kinnbart getragen hätte. Gekleidet war er in den verschlissenen Rock eines Leichenbestatters und einen französischen Dreispitz. In der Hand hielt er einen langen Stab, an dessen oberes Ende ein Totenschädel und mehrere Ouangas (Amulettbeutelchen) befestigt waren. Neben ihm schritt ein breitschultriger Mulatte einher, dessen Kleidung sich durch einen wesentlich besseren Zustand auszeichnete, als die der anderen Männer. Ihnen folgten drei weitere Gestalten, zwei weitere Feldarbeiter mit Spaten und Spitzhacke über den Schultern und ein Mädchen mit einem Leinensack. Die Feldarbeiter bewegten sich schwerfällig und langsam, fast so wie Schlafwandler, denen nicht bewusst war, was sie taten. Beim Anblick des Mulatten sogen Ti-Philippe und Henri Antoine scharf den Atem ein. „Das ist...“

„Ti-Louis!“ vervollständigte Ti-Philippe den Satz und legte die Flinte an. Henri Antoine und Ti-Philippe kannten Ti-Louis noch aus ihrer Kindheit. Von ihm hieß es, er sei der illegitime Sohn des alten weißen Pflanzers Monsieur Durand gewesen. Deshalb habe er schon damals eine bevorzugte Behandlung genossen und sogar lesen

und schreiben gelernt, während sich die übrigen Kinder der Plantage auf den Zuckerrohrfeldern abmühen mussten. Später war er zum Aufseher über die schwarzen Sklaven aufgestiegen, wofür er sich bei seinem vermeintlichen Vater und Gönner bedankte, indem er sich gleich zu Beginn der Aufstände gegen ihn wandte und eine entscheidende Rolle bei dessen Ermordung spielte. Mittlerweile war er dank der neuen Regierung unter Präsident Pétion zum alleinigen Herrn über die Plantage geworden, auf der Henri Antoine, Ti-Philippe und natürlich auch Jean-Michel gemeinsam aufgewachsen waren. Damals hatten sie Ti-Louis bereits als unausstehlichen Kerl, voller Stolz ob seiner Rasse und höheren Bildung, kennen gelernt. Doch dass er nun mit einem Bokor paktierte, hatten selbst sie ihm nicht zugetraut. „Was machst du da mit der Flinte?“ fragte Henri Antoine als er sah wie Ti-Philippe den Lauf auf den Mulatten richtete.

„Ich werde diesem Sklaventreiber das Hirn zerfetzen, was sonst!“

„Nein“, zischte Henri Antoine und drückte den Lauf der Flinte rasch herunter. „Warte lieber bis er allein ist! Du hast nur einen einzigen Schuss, wenn du den jetzt vermasselst sind’s am Ende wir, die zerfetzt werden.“

„Warum habe ich das Ding dann überhaupt mitgenommen“, knurrte Ti-Philippe.

„Wir warten bis er allein ist“, insistierte Henri Antoine. „Dann bekommst du schon noch deine Gelegenheit zum Schießen und er seine Strafe. Sei still jetzt, sonst hören sie uns.“

In der Tat schien der Greis in die Nacht hinauszuhorchen. Er stand neben dem frischen Grab Jean-Michels und hielt den Kopf schief, während er den Blick auf die verborgenen Beobachter richtete.

„Was ist los, Alter Mann?“ fragte Ti-Louis als er an den Greis herantrat.

„Nur ein paar Köter in den Büschen, Monsieur. Nichts weiter.“

„Diese Köter sollte ich mir vielleicht mal ansehen“, bemerkte Ti-Louis und wollte schon los stapfen. Doch der Greis hielt ihn am Arm fest.

„Nein, Monsieur! Sie sollten jetzt Baron Samedi die Ehre erweisen und ihn um seine Unterstützung bitten!“

Dabei starrten ihn die dunklen Augen des Greises an und Ti-Louis verstand, dass keine Widerworte geduldet würden. Er brummte etwas Unverständliches und winkte das Mädchen herbei. „Entzünde die Kerze!“ befahl er.

Das Mädchen nickte und entnahm ihrem Sack eine große weiße Kerze, dann ging es zu einem



der Laternenträger, entfachte die Kerze an seiner Flamme und bohrte sie vor dem großen Holzkreuz in den Boden. In der Zwischenzeit hatte Ti-Louis zwei Steine von den Gräbern gesammelt und brachte sie dem Mädchen. Seite an Seite knieten sie vor der Kerze und schlugen die Steine gegeneinander, dass es laut krachte.

„Herr der Gräber,“ intonierte Ti-Louis auf Französisch, derweil das Mädchen einen Sprechgesang in einer ihm fremden Sprache anstimmte. „Erwache und nimm an die Opfergaben, die wir dir heute geben und für morgen versprechen. Ich bitte dich, Baron Samedi, gewähre uns Zutritt zu deinem Reich, gestatte uns diesen einen dem Grab zu entnehmen, oh Herr der Toten. Auf das er mein Diener sei!“

Während er das sagte holte Ti-Louis eine Schale hervor, füllte sie mit einer Mischung aus Clairin und Schießpulver und platzierte sie vor der Kerze. Nirgends regte sich etwas, was auf die Anwesenheit des Loa hingewiesen hätte. Irgendwo in der Ferne jaulte ein Hund. Ansonsten war nichts zu hören als das allgegenwärtige Zirpen der Heuschrecken. Doch mit einem Mal stieß Ti-Louis einen spitzen Schrei aus als er plötzlich den kalten Griff einer knorrigen Hand in seinem Nacken spürte. Er drehte den Kopf und versuchte hastig aufzustehen. Es war aber nur der Greis, der ihn mit überraschender Kraft daran hinderte sich aufzurichten.

„Baron Samedi hat eingewilligt“, erklärte er. Dann nickte er dem Mädchen zu, das aufstand und mit den Worten „Dormi pa’fumé, Baron Samedi!“ (Schlafe wohlriechend, Baron Samedi!) eine Handvoll getrockneter Kräuter gegen das Kreuz warf.

„Können wir jetzt endlich?“ fragte Ti-Louis gereizt, als er aufstand.

„Nur zu!“ antwortete der Greis und wies mit einer einladenden Geste auf Jean-Michels Grab.

„Ihr da!“ wandte sich der Mulatte an die zwei Männer mit der Spitzhacke und dem Spaten „Grabt!“

Mit tumben Schritten gingen sie auf das Grab zu und begannen die Erde auszuheben, während die Laternenträger stumpfsinnig vor sich hinstarrten und die Szene in gespenstiges Licht tauchten. Die Erde war noch locker und es dauerte nicht lange, da lag der Sarg schon frei.

„Brecht den Deckel auf!“ befahl Ti-Louis.

„Jetzt reicht’s“, zischte Ti-Philippe und hob wieder seine Flinte.

„Nein! Noch nicht!“, warnte Henri Antoine.

„Verdammt, Henri. Sie entweihen das Grab deines Bruders!“

„Ich weiß“, erwiderte Henri Antoine. „Und das schmerzt mich genauso sehr, wie dich! Aber wenn du jetzt schießt, verpassen wir vielleicht die Gelegenheit das ein für alle Mal zu beenden. Und ich will nicht, dass noch jemand...“

Henri Antoinés Worte wurden jäh unterbrochen als das Holz splitterte und die Männer am Grab umständlich den Deckel aus der Grube wuchteten. Das Licht der Öllaternen fiel auf das Gesicht von Jean-Michel. Wären Ti-Philippe und Henri Antoine in der Lage gewesen, genauer zu sehen, was sich am Grab abspielte, hätten sie erkannt, dass sich Jean-Michels Zustand kaum verändert hatte, seit sie den Sarg eigenhändig zugenagelt hatten. Im karibischen Klima Haitis ging die Verwesung normalerweise recht schnell vonstatten, doch Jean-Michel schien gerade erst den Atem angehalten zu haben. Für Ti-Louis und den Greis bot der Anblick jedoch nichts Besonderes. Ungerührt bezog der Mulatte am Fuß des Grabes Aufstellung. Der Bokor aber stieg hinab in die Grube und beugte sich über den Leichnam. Von Ti-Louis unbemerkt nahm er eine Prise Pulver aus einem Säckchen und schob sie sich zwischen die Lippen. Dann bückte er sich noch etwas tiefer in die Grube hinab, bis er fast direkt auf der Leiche lag. Als ihre Gesichter fast einander berührten, spitzte der Bokor die Lippen und blies das Pulver in die Nase des Toten. Dann riss er sich den Dreispitz über das Gesicht und zog sich rasch von der Leiche zurück. Im selben Moment beugte sich Ti-Louis, der an die Seite des Grabes herangetreten war, über den Leichnam. Lautlos und ohne Vorwarnung schlug der Leichnam die Augen auf. Das Licht der Öllampen fiel auf die milchig trüben Augäpfel des Toten, die ziellos in den Nachthimmel starrten. „Zombie Cadavre“, hauchte T-Louis. Zwar sah er auch das nicht zum ersten Mal, doch der Anblick eines erwachenden Toten jagte ihm immer noch ein Schaudergefühl über den Rücken. „Steh auf, Sklave, und diene deinem Herren, Ti-Louis Aldonse Donatien de Durand!“ rief er im gebieterischen Ton. Der Zombie streckte seine Arme aus und suchte blind nach Halt. „Helft ihm!“ befahl Ti-Louis. Die Männer ließen ihre Werkzeuge fallen und griffen ohne Zögern nach den Armen des Zombies an denen sie ihn aus dem Grab zogen. In ihrem Versteck verschlug es Henri Antoine und Ti-Philippe den Atem, als sie ihren Freund und Bruder sahen. Ti-Philippe war der erste, der die Sprache wiederfand: „Jean Michel!“ rief er und sprang auf; die Flinte bereit. „Ich werd’ den Hund jetzt endlich erschießen!“

„Nein!“ hauchte Henri Antoine mit trockener

Zunge, doch es war schon zu spät. Sein Freund hatte die Deckung verlassen und lief auf die Gruppe zu. „Merde!“ fluchte er, zog die Machete aus der Erde und folgte ihm. Was blieb ihm anderes übrig, außer zu flüchten?

„Wer ist da!“ rief Ti-Louis als er den Mann mit der Flinte auf sich zukommen sah.

„Rühr dich nicht vom Fleck, du Grabschänder!“ brüllte Ti-Philippe und richtete die Mündung seiner Waffe direkt auf Ti-Louis’ Gesicht.

„Ti-Philippe? Was machst du... Solltest du nicht bei den anderen Affen in den Bergen sein und Bananen pflücken?“

Ti-Philippe ignorierte die Beleidigung und schüttelte entschieden den Kopf. „Nein!“ schrie er, „ich sollte genau hier sein und dafür sorgen, dass solche Sklaventreiber wie du, unsere Toten in Ruhe lassen!“

In diesem Moment kam Henri Antoine herbeigestürmt und führte einen Schlag mit der Machete aus, den der Bokor mit seinem Stab abwehrte. Doch das Holz vermochte der Klinge kaum Widerstand zu leisten. Der Stab ging entzwei und die Machete traf den Bokor an der Schulter. Mit einem schrillen Aufschrei ging der Schwarzmagier zu Boden und griff nach der klaffenden Wunde, die ihm die Klinge geschlagen hatte. Unterdessen blieben Ti-Louis’ Diener völlig regungslos. Nur das Mädchen mit dem Leinenbeutel beobachtete die Szene aus sicherer Entfernung. Henri Antoine ragte über dem Bokor auf und richtete seine Machete auf dessen Kehle.

Ti-Philippe lächelte. „Niemand rührt sich!“ wiederholte er. „Das gilt auch für dich, Hexenmeister!“ wandte er sich an den Bokor.

„Und was, wenn wir uns doch rühren?“ fragte Ti-Louis höhnisch.

„Dann bringen wir euch um!“ rief Henri Antoine.

„Und wenn wir uns nicht rühren, lasst ihr uns dann etwa leben?“ fragte Ti-Louis erneut.

Ti-Philippe schüttelte den Kopf. Ti-Louis breitete die Arme aus und lachte. „Ihr beide seid immer noch dieselben dummen Nigger, wie früher! Wenn du jemanden mit dem Tod drohst, musst du ihm auch einen Ausweg lassen, oder eine Belohnung für den Gehorsam versprechen, Ti-Philippe! Zucker und Salz, wie ich immer sage! Sonst ist die Drohung sinnlos!“

„Ich drohe nicht, ich verkünde die Zukunft!“ erklärte Ti-Philippe. „Wer die Toten versklavt, verdient den Tod!“

„Ich wäre wohl kaum dazu gezwungen gewesen, hättet ihr und euresgleichen sich nicht geweigert für mich zu arbeiten. Doch jetzt wo ich die

Zombies habe, muss ich zugeben, dass ich sie euch widerspenstigen Eseln bei weitem vorziehe. Die machen nämlich wirklich genau das, was ich ihnen befehle!“ Ti-Louis schnippte mit den Fingern und grinste diabolisch. „Diener!“ rief er. „Fresst sie!“

Der Schuss knallte los, doch Ti-Louis hatte der Flinte rechtzeitig einen Stoß versetzt und so das Geschoss von sich abgelenkt. Ti-Philippe und Henri Antoine konnten kaum reagieren, da hatten sich auch schon die vier Feldarbeiter und mit ihnen Jean-Michel auf die zwei Freunde gestürzt. Sie packten sie mit bloßen Fingern, bohrten ihnen ihre Zähne und Nägel ins Fleisch und rissen ganze Stücke heraus, die sie gierig verschlangen. Kaum aber, dass die Zombies die ersten Bissen verschlungen hatten, da entrang sich ein grauenhaftes Gebrüll ihren Kehlen. Sie ließen von den Männern ab, die langsam an ihren Wunden verbluteten und liefen mit weit aufgerissenen Augen und noch immer brüllend davon. „Halt, halt!“ schrie Ti-Louis erschrocken. „Das habe ich euch nicht befohlen! Bleibt hier und fresst sie auf!“

Er versuchte sich den Zombies in den Weg zu stellen. Doch diese stießen ihn zu Boden und trampelten über ihn hinweg. Schließlich verschluckte sie die Nacht. Nur Jean-Michel war nicht unter ihnen. Er war auf dem Friedhof geblieben und rannte in die andere Richtung, zurück zu seinem offenen Grab. Als er sich jedoch niederbeugte und die Erde berührte, da erschlaffte sein Leib und er fiel mit dem Gesicht voran in die Grube. Ti-Louis versuchte sich aufzurichten, doch es gelang ihm nicht. Er hustete und spuckte Blut. Die Zombies waren auf seine Brust getreten und hatten dabei einige seiner Rippen gebrochen. Er ahnte, dass er innerlich verblutete. „Narr!“ hörte er die Stimme des Bokors.

Er ragte über ihm auf und schaute auf den Sterbenden hinab. „Habe ich dir nicht deutlich erklärt, dass du den Zombie Cadavres niemals gesalzenes oder gar Fleisch zu fressen geben darfst?“

Ti-Louis schaute den Schwarzmagier verständnislos an. Sein Blick trübte sich bereits.

„Was?“ murmelte er.

„Menschen sind Fleisch!“ rief der Bokor. „Und voller Salz, insbesondere wenn sie in Angstschweiß gebadet sind!“

Das war das letzte was Ti-Louis noch hörte. Er kam sich ziemlich dumm vor, als er starb.

„Komm, Marguerite“, sagte der Schwarzmagier zu dem Mädchen und nahm es bei der Hand, „lass uns heimgehen.“

## Unter den Gräbern, die Gruben

- von Tobias Reckermann

Unter den Meistern der Zunft der Buchdrucker gibt es ein Geheimnis, das niemals an einfache Gesellen weitergegeben wird. Sollte einmal ein Geselle seine Oberen dabei beobachten, wie sie dieses Geheimnis zelebrieren, so wird er kurz darauf feststellen, am Ende seines Lebens angekommen zu sein. Ist nämlich erst einmal der Deckel gelüftet, strömen alsbald Teufel aus dem Tiegel und verzehren, wen sie ohne hinreichenden Schutz vorfinden, mit Herz und Verstand. Mag das Geheimnis selbst auch verborgen bleiben - wer würde sich erdreisten, es dem zahlreichen Leser zu offenbaren? - in Verbindung steht es jedenfalls mit jener wunderbaren Eigenschaft des Wortes, Vorstellungen zu evozieren und Gedachtes in eine Art von Fleisch zu kleiden, die es ihm erlaubt, zwischen den Geistern der Lebendigen und der Toten einherzugehen.

Wir betrachten die Werkstatt eines Meisters der Schwarzen Kunst: Karl Bellor ist in seinem fünften Jahrzehnt weit fortgeschritten und beschäftigt zwei Gesellen und einen Lehrling an seiner Maschine. Bellor hat sich auf den Druck von Pamphleten spezialisiert und verdient sein Geld größtenteils mit politischen Schriften, die ihm aus verschiedensten Redaktionen und privaten Händen zukommen. Es ist eine bewegte Zeit und der Streit der Meinungen tobt mit Inbrunst, sodass sich in Bellors Taschen Auftrag um Auftrag ein kleines Vermögen zu horten beginnt.

Neben diesen täglichen Geschäften kommt ihm von Zeit zu Zeit die Ehre zu, einer Verpflichtung folgend, Seiten von Grimoiren zu drucken, wie sie Meister jener anderen Schwarzen Kunst zu verfassen pflegen, um ihre Kenntnisse des den Blicken der meisten Menschen verborgenen zu fixieren. Grimoiren die, in kleinsten Auflagen gefertigt, durch ausgesuchte Hände gehen, in denen Flüsterworte und Inkantationen ihr kodiertes Wesen manifestieren und die, wenn sie nicht an einem frühen Ende ihrer Existenz auf Scheiterhaufen landen, vielleicht dereinst, Jahrhunderte vom Jetzt entfernt, in den Regalen privater Sammler der Zeugnisse okkulten Wissenschaften zueinanderfinden und sich von Seite zu Seite, von Buch zu Buch Geheimnisse zuraunen, zu deren Entdeckung arge Stunden der Erforschung fremder Sphären geführt haben.

An diesem Tag bekommt Bellor Besuch von einem Mann, dessen Haltung aristokratisch, dessen Blick stechend wie der eines Adlers ist.

Groß, hager, knochig, mit hoher, bleicher Stirn und langem, schwarzen Haar, gekleidet in einen dunklen Rock. Er trägt einen Stock bei sich, dessen Knauf aus Silber einen Panther darstellt und den er, vor Bellor Aufstellung nehmend, mit einem deutlich vernehmbaren TOCK auf den Boden der Werkstatt stößt. Bellor, im ledernen Kittel und mit hochgekrempeelten Ärmeln, neigt den Kopf zum Gruß, bietet dem Gast, der größer ist als er, Aussicht auf seine von Farbe geschwärzte Glatze und spricht mit Worten, die zu sehr dem Unhörbaren angehören, um von den beistehenden Gesellen verstanden zu werden. Der Gast zieht unter dem Rock ein in Leder geschlagenes Manuskript hervor, überreicht es und legt einen ansehnlichen Stapel Silbermünzen obenauf, den er in einer Schoßtasche bereitgehalten hat. Das Treffen ist schon zu Ende, kaum dass es begonnen hat und der Gast verlässt den Ort schreitend, als vermesse er, indem er sie durchwandert, mit seinen Beinen die Welt.

Der Stapel bedruckten Papiers, den der Besucher eine Woche darauf bei Meister Bellor abholte, war wie zuvor das Manuskript in Leder geschlagen. Von dem Original war bei diesem zweiten Treffen nicht die Rede, schließlich wusste der Auftraggeber, dass es im Laufe der Herstellung des Drucks sich Wort um Wort und Zeile um Zeile aufgelöst und seine Seele zuerst in die bleiernen Lettern, dann über sie in die Druckerschwärze und mit ihnen auf die Fahne versetzt hatte. Am Ende dieses alchymischen Prozesses hatte die Seele des Geschriebenen die Form gewandelt, hatte neues Fleisch gewonnen und mit ihm ein größeres Stück Wirklichkeit. Es verschwand in einer großen Tasche und brütete auf dem Weg, den der Kunde ging, in einem fort, schwelte und flüsterte. Machtvoll und machtlos zugleich war es, gekettet wie ein Kampfhund, bevor sein Herr ihn in die Arena entlässt, um für ihn Blut zu vergießen.

Hätte es sich bei dem Werk um eine Abenteuererzählung, einen Reisebericht, eine gelehrte Abhandlung oder um ausgesuchte Lyrik gehandelt, wäre das nächste Ziel seiner Reise wohl ein Buchbinder gewesen, der das edle Papier in Seiten geschnitten und in weiches Schweinsleder gebunden haben würde, mit Vorblatt und Goldschnitt hätte es alsdann den Weg in die private Bibliothek des Auftraggebers oder in die seines privaten Herrenclubs gefunden. Nicht so in diesem Fall. Die Druckfahne, wie sie war, wurde von ihrem Besitzer über die Schwelle eines Friedhofs getragen, außerhalb der Stadt, au-

ßerhalb der Blicke der Lebenden, dort wo nur Krähen die Nacht beäugten, denn es war bereits Nacht geworden als der Herr in seiner Kutsche den Ort erreichte. Der Himmel war sternlos, der schweren Rauchwolken wegen, die aus hohen Schornsteinen wehten, die in weitem Umkreis die Szene einrahmten, denn der Friedhof gehörte zu einem Gebiet der Stahlindustrie sowie des Untertagebaus.

Sich den Friedhof als ein Feld einzelner Gräber mit Marksteinen vorzustellen, würde in die Irre führen. Hier waren Reihen langgezogener Erhebungen zu finden, jede davon zwanzig Meter lang, zwölf davon und jede angefüllt mit mehr als fünfzig Leichen, die nach Grubenunglücken aus den Tiefen geborgen worden waren. Im Leben waren all die Männer, die hier verscharrt lagen, schwarz gewesen, nicht nur von Kohlestaub, sondern von Natur aus. Alle waren an Ketten gelegt, während der gefährlichen Arbeit in den Stollen und hatten darum nicht das Weite suchen können als die Stollen einstürzten. Kein Weg führte in die Freiheit, wenn Eisen einen an Ort und Stelle hielt.

Der Untertagebau selbst verschlang große Mengen der Kohle, die er zu Tage förderte, große Maschinen hoben Tonnen über Tonnen aus dem Dunklen Reich ans Licht der Oberwelt, nachdem die Arbeiter sie Zentner für Zentner aus den tausend Verästelungen der unterirdischen Gänge schlugen und in Loren zum Hauptschacht im Herzen der Anlage schoben. Das geförderte Schwarz wanderte daraufhin auf berghohe Haufen, von wo es wieder lorenweise abtransportiert und in die Feuerschlünde der Industrieanlagen geschüttet wurde. Die Stahlherstellung verschlang jeden Tag tausende Tonnen. Das schlagende Herz der Industrie durfte niemals ohne Brennstoff sein und hätte man aus den schwarzen Leibern der Toten Kraft ziehen können, so hätte man auch sie verbrannt.

Unser Herr hatte etwas anderes im Sinn. Nach einer langen Reihe schwerer Unglücke, unglücklich sowohl für die Arbeiter, die bei ihnen ums Leben kamen, als auch für die Herren des Stahls und der Kohle, die darum Produktions- und Verdienstauffälle zu beklagen hatten, herrschte in dem Moloch aus Eisen und zu Tage geförderter Dunkelheit großer Mangel an Arbeitern und dieser musste so schnell wie nur irgend möglich behoben werden. Der Herr also begab sich zwischen nächtlichen Schatten in die Mitte der Toten, zwischen die langen Gräber und legte sein Machwerk auf die Erde, entzündete eine Reihe

schwarzer Kerzen, die er in einem Kreis um das Bündel aufstellte, faltete alsdann kniend den Lederumschlag auseinander. Im Kerzenschein leuchtete das schwere Papier golden, schluckten die gedruckten Buchstaben darauf das Licht, wie finstere Gruben und zeichnete sich im Zusammenspiel beider der Sinn der geschriebenen Worte.

Seine Hand erfasste das obere Ende der Fahne, er hob es an und begann laut vorzulesen. Satz um Satz rollte in seiner das Gebieten gewohnten Stimme, er stand dabei auf, half dem Papier mit wechselnden Händen voran, streckte dabei die jeweils freigewordene majestätisch über die Gräber hin, erhob seine Stimme, ließ sie dringlich und befehlend werden. Am Ende der Fahne angekommen gipfelte seine Intonation in donnernden Worten, schnitt er am Rande des letzten Abschnitts den Daumen seiner rechten Hand und ließ nachtdunkles Blut unter die letzten Worte tropfen. Dann ließ er Papier und Hände sinken und horchte in die Nacht hinein.

In den Gräbern über den Gruben regten sich die Gebeine. Modernes Fleisch und längst vertrocknete Knochen gehorchten dem Befehl ihres Meisters.

Eine höhere Macht als das bloße Wort ist das Geschriebene und mächtiger noch als das bloß geschriebene Wort ist das, das gedruckt steht. Ein Vertrag ist ein Vertrag. Wenn der Meister zur Arbeit ruft, gilt kein anderes Gesetz, auch nicht, dass Totes in Frieden ruhen soll.

In der Erde wanden sich stöhnend die Kadaver und gehorchten. Sie wandten sich hinab und stiegen aus den Gräbern hinunter in die Gruben, gebunden an Ketten aus Worten und kehrten zurück zu ihrer Arbeit unter Tage.

